

Reise ins Morgenland

Es war meine allererste Zugreise ins Ausland. Ich hatte mir extra einen neuen Mantel nach der damals aktuellen Mode gekauft. Weit schwingend mit großen, aufgenähten Taschen und schwarzen Knöpfen, die besonders von dem knallroten Mantelstoff hervortraten. Als Mehmet mich so sah, sagte er spontan: „So nehme ich dich nicht mit.“ „Warum? Er steht mir doch gut. Gefälle ich dir nicht?“, erwiderte ich empört. „Der ist viel zu auffällig“, meinte er und kaufte mir einen neuen Mantel. In einem schlichten, dunkelblauen, gerade geschnittenen Mantel mit nichtssagenden Knöpfen bestieg ich mit ihm den Zug nach Irgendwo. Der Mantel landete ganz schnell im Gepäcknetz, für die nächsten drei Tage brauchte ich ihn nicht.

Für mich war diese Zugreise sehr aufregend und einfach unvorstellbar, denn ich kannte nicht mal Deutschland richtig und nun würde ich so viele fremde Länder sehen. Wir suchten uns zwei Fensterplätze, verstaute das Gepäck und warteten auf die Abfahrt. Als der Zug sich pünktlich in Bewegung setzte, öffnete ich das Fenster und sah, wie wir immer schneller wurden. Unser Wagen war direkt hinter der Lok, und ich hörte deutlich das Zischen und Stampfen der Tender. Wie für mich zum Spaß, ließ der Lokführer auf der ersten Brücke laut pfeifend schwarze Rauchfahnen

entweichen. Ich schloss schnell das Fenster und spürte das Schlagen der Räder auf den Nahtstellen der Schienen: da dam, da dam, da dam. Schon in der ersten Nacht hatte ich mich an dieses ewig-monotone Geräusch gewöhnt.

Wir fuhren in Richtung Süden, durchs Rheintal über München und Rosenheim bis zur österreichischen Grenze. „Guten Abend, meine Damen und Herren, die Pässe bitte!“ Der Zug war inzwischen gut besetzt und es war Abend geworden. Damit sechs Leute liegen konnten, klappten wir die Rückwände auf und die Rückenlehnen hinunter. Die Zugbegleiter brachten uns Kopfkissen und Decke. Im Speisewagen konnte man essen und trinken. Mitten in der Nacht wurden wir von fremden Beamten geweckt: „Passport, Passport, bittä.“

Wir waren in Jugoslawien. Schade, die Alpen waren uns verborgen geblieben. Ein langer Tag lag vor uns. In unserem Abteil waren wir jetzt sechs Reisende. Ein Amerikaner mit seiner deutschen Frau, die einen blinden libanesischen Studenten begleiteten, der in Amerika studierte. Mit ihnen und einem anderen Deutschen, der nach Izmir wollte, kamen wir bald ins Gespräch. Jeder fragte jeden nach dem Woher, Wohin und Warum. Der libanesische Student hatte einen ganz großen Wunsch: Er wollte in Istanbul unbedingt die Hagia Sophia besuchen und fragte uns, ob wir ihm dabei behilflich sein könnten. Dies haben wir ihm natürlich zugesagt und uns zu einer bestimmten Zeit am Haupteingang der Hagia Sophia verabredet. Der libanesische Student war sehr belesen und erzählte uns sehr viel über

Byzanz, die Geschichte Istanbuls und die Hagia Sophia, die er nun bald mit unserer Hilfe ertasten und erfüllen wollte. Er wusste so viel und konnte nichts sehen und ich sah alles und wusste so gut wie nichts. Um dies zu ändern, würde ich mir Bücher besorgen, sobald ich wieder zu Hause war.

Doch noch saßen wir im Zug und hatten unser Ziel noch lange nicht erreicht. Durch Jugoslawien kam der Zug nur sehr langsam voran, weil er als Regionalzug beinahe in jedem Dorf anhielt. Als wir gegen Abend endlich die griechische Grenze erreichten, hatten wir schon zwei Stunden Verspätung. In Thessaloniki war der Anschlusszug nach Istanbul bereits abgefahren. Weil Mehmet und ich sehr knapp bei Kasse waren, versuchten wir im Wartesaal auf den harten Bänken etwas zu schlafen, während unsere Mitreisenden sich lieber ein Hotel suchten. Am nächsten Morgen trafen wir uns alle wieder, um die unterbrochene Reise nach Istanbul gemeinsam zu Ende zu bringen. Der Blick auf das blaue Meer war für mich ein überwältigender Anblick, denn bis dahin hatte ich noch nie das Meer gesehen. Dann, am nächsten Tag, sahen wir in der Ferne die Silhouette von Istanbul.

Mehmets Schwager holte uns am Bahnhof ab. Wir verabschiedeten uns von den Mitreisenden: „Bis in zwei Tagen bei der Hagia Sophia.“ Mehmetts Schwager brachte uns bei seiner Schwester unter, die im Geschäftsviertel Beyoğlu lebte. Die Fahrt dorthin war ein Erlebnis für mich und ich wusste nicht, wo überall hinzuschauen. Es ging vorbei an großen Moscheen, bergab zum Bosphorus, dort über eine



Galata-Brücke Istanbul

Brücke, die das Goldene Horn überspannte. Straßen und Brücken waren voller Autos und Menschen. Lastenträger mit riesigen Bündeln auf ihren Schultern überquerten schnellen Schrittes die Straße und wichen sehr geschickt den unzähligen laut und ständig hupenden Autos aus.

Als wir das Goldene Horn überquert hatten, ging es wieder bergauf. Vorbei an alten Häusern aus der Jahrhundertwende, viele davon im Jugendstil. Vor einem dieser Häuser hielt der Schwager an, wir waren am Ziel. Durch eine schwere, mit Holzschnitzereien verzierte Haustür betraten wir ein großzügig breites Treppenhaus. Über die mit einem roten Läufer ausgelegten Stufen gingen wir zur ersten Etage, wo uns Schwester Güzin ganz herzlich begrüßte. Das Wohn-

zimmer war eine Wucht. Viele Sessel, Diwane, kleine Abstelltischchen, ein Büfett mit reichlich Nippes, Vasen und Schalen. An den Fenstern hingen schwere Brokatvorhänge und Tüllgardinen, die nur gedämpftes Licht herein ließen. Es war alles ziemlich dunkel gehalten, auch die Bilder an den Wänden, in mächtigen, verschnörkelten Goldrahmen. Die Möbel mit den geschwungenen Beinen identifizierte ich sofort als Chippendale. Schließlich hatte ich doch meine Lehre in einem Möbelhaus am Neumarkt in Köln absolviert. Nach Stilmöbeln wurde im Nachkriegsköln selten gefragt und falls doch, kaufte der Kölner lieber Eichenmöbel. Als wir auf den mit grünem Velours bezogenen Sesseln Platz genommen hatten, sah ich einen alten Herrn in einem Ohrensessel, der uns freundlich zunickte. Es war der Vater von Güzin und Kamuran, Mehments Schwager. Er war Kapitän, zuerst bei der Marine und später bei der Privatschiffahrt. Hier, bei seiner Tochter Güzin, verbrachte er nun seinen Lebensabend. Dass seine Tochter, wie sich bald für mich herausstellte, ein ganz flottes Leben führte, kümmerte ihn nicht. Er hielt sich an seiner Rakıflasche fest. Dieser weiße, milchige, hochprozentige Anisschnaps stand auch jetzt auf dem Tischchen neben ihm. Güzin, seine Tochter, hatte ein Schneideratelier und beschäftigte dort junge Mädchen, die das Schneiderhandwerk lernen wollten. Über diese Schneiderei hielt sie gute und nicht nur geschäftliche Beziehungen zu einem Stofffabrikanten. Erst kürzlich war sie mit ihm in Beirut gewesen. Sie schwärmte von dieser Reise und zählte auf, was es dort alles zu kaufen gab. Beirut nannte man damals das „Paris des Vorderen Orients.“



Der schlichte Mantel

Am Abend hatte sie einige Gäste eingeladen und Güzins Dienstmädchen hatte viel zu tun. Der Tisch war überfüllt von Schüsseln, Tablettts, Tellern, Gläsern und Flaschen. Es war eine lustige Gesellschaft und ziemlich neugierig, sie wollten alles über mich wissen. Doch ich verstand kein Wort und war unglaublich müde. Am nächsten Abend führte uns Güzin in ein „Casino“, das müsse ich unbedingt sehen. Es war ein riesiger Saal mit einer großen Bühne und wir saßen an Tischen, ähnlich wie bei einer Kölner Karnevalssitzung. Schon wieder wurde gegessen und getrunken, was das Zeug hielt. Auf der Bühne war immer etwas los: Volkstanz, Bauchtanz und auch der Tangotanz, welcher von den Istanbulern geliebt wurde. Die Musiker spielten alles und erfüllten die Musikwünsche der Gäste. Und mittendrin ich. Das unbedarfte, unwissende, bescheidene

und staunende Mädchen. Gut, dass sie mich nichts fragen konnten und ich keine Antwort geben brauchte.

Nach ein paar Tagen brachte uns Mehments Schwager mit dem Auto nach Ankara zu seiner Familie. Dort, bei Mehments Schwester, ging es bescheidener zu und das passte besser zu mir. Schwester Nimet hatte zwei kleine Kinder und auch Mehments Mutter wohnte bei ihnen.

Mehments Eltern waren sogenannte „Göçmen“, was so viel wie Eingewanderte, Flüchtlinge heißt. Sie stammten aus der Gegend von Thessaloniki in Griechenland. Nach dem von den Alliierten beschlossenen Bevölkerungsaustausch im Jahre 1922 wurden sie nach Manisa bei Izmir umgesiedelt. Im Gegenzug mussten alle Griechen ihre Heimat an der Westküste verlassen. Viele Türken lebten zur Zeit des Osmanischen Reiches in Griechenland, Albanien, Bulgarien und Serbien, also außerhalb des anatolischen Mutterlandes. Es wohnten also Türken neben Griechen im Westen. Im Osten Kurden, im Süden Araber, Syrer und Iraker und im Norden Armenier, Lasen und Tscherkessen. Mit diesem ethnischen Durcheinander wollte Mustafa Kemal Atatürk, der „Vater aller Türken“ kurzen Prozess machen: Alle, die innerhalb der neuen Grenzen der Türkei ansässig waren, wurden zu Türken erklärt, mit allen Rechten und Pflichten. Und die Sprache war fortan Türkisch, basta! Wenn sich zwei Türken treffen, fragen sie gleich: „Woher kommst du?“ Damit meinen sie nicht, wo sie jetzt wohnen, sondern wo ihre Vorfahren herkommen. Atatürks Gesetz trifft auch heute noch auf reichlich Gegenwehr. Die Kurden wollen

sich nicht zu Türken machen lassen, weil sie ethnisch keine Türken sind und ihre eigene Sprache sprechen wollen.

Mir gefiel die Hauptstadt Ankara. Mehments Familie lebte in einem Vorort, der sich Gartenhäuser oder Gartenstadt nannte. Hier, am Ende von Ankara, war es sehr grün und ruhig. Denn gleich ein paar Straßen weiter begann eine Steppenlandschaft und danach kam lange nichts mehr. Die Stadt war damals noch nicht so ausgedehnt wie heute. Ein Bus brachte uns in 15 Minuten zum Zentrum.

Als wir am Atatürk-Bulvarı ausstiegen, prangte ein Schriftband in deutscher Sprache quer über der Straße: „Herzlich Willkommen“. Meint man mich? fragte ich ganz erstaunt. Doch die Begrüßung war für unseren verehrten Bundespräsidenten Theodor Heuss und Außenminister von Brentano bestimmt, die tatsächlich zur gleichen Zeit wie ich in Ankara erwartet wurden. Als wir hörten, dass die deutschen Gäste am Atatürk-Mausoleum einen Kranz ablegen wollten, machten wir uns gleich auf den Weg dorthin. Dort erlebten wir die Ankunft der hohen Gäste und fotografierten sie. Heute weiß man fast immer, wo sich unsere Politiker und Präsidenten aufhalten. Doch damals, ohne Fernsehen, war das für mich eine echte Überraschung. Wir hatten zu Hause zwar ein Radio und mein Vater hatte den Kölner Stadtanzeiger abonniert, doch ich, als 20-Jährige, machte von diesen Medien kaum Gebrauch. Es wurde aber auch nicht so ausführlich berichtet wie heute.



Theodor Heuss am Atatürk-Mausoleum, Ankara 1957

Mehmets Schwager fuhr mit uns ein wenig herum und dabei habe ich mitbekommen, dass Ankara eine regelrechte Stadt-Oase war. Bis zum nächsten größeren Ort waren es mindestens 100 Kilometer durch öde Landschaften ohne Baumwuchs. Mittelanatolien liegt ca. 1.000m über dem Meer, weswegen es im Mai noch recht kühl ist. Im Sommer steigt das Thermometer dagegen auf +40 Grad und sinkt im Winter auf -20 Grad ab.

Dann wurde es Zeit, dass wir uns von der Familie verabschiedeten und wir fuhren mit dem Zug zuerst zurück nach Istanbul. Dort stiegen wir in den Orientexpress um, der uns nach Wien brachte. In Wien angekommen, nutzten wir die Möglichkeit, die Fahrt für ein bis zwei Tage zu unterbrechen. Wir besuchten den Prater, fuhren mit dem Riesenrad und machten eine Fiaker-Fahrt durch die Stadt. Abends,

beim Heurigen, hatte uns ein Geigenspieler als Liebespaar ausgemacht, und spielte für uns Wiener Weisen. Natürlich ließ er seinen Hut ganz beiläufig auf unserem Tisch liegen.

Auch in München unterbrachen wir unsere Reise, um im Hofbräuhaus deftige Würstel mit Kraut zu essen und einen Krug Bier zu trinken. Dann, als wir an der Isar saßen, merkten wir, dass wir kein Geld mehr hatten. Heute hat man sein EC-Kärtchen und an jeder Ecke stehen Geldautomaten. Da fiel Mehmeds Blick auf eine grüne Werbung, ziemlich weit in der Ferne. Er kniff die Augen zusammen: „Das ist doch die Dresdner Bank“, sagte er. „Ob wir da wohl Geld bekommen?“ Es dauerte mehr als eine Stunde, bis der Bankbeamte die Deckung des Kontos telefonisch bestätigt bekam und uns 200 Mark auszahlte. Genug, um noch einen schönen Abend zu erleben und das Hotel zu bezahlen.

Dann, abends in einem gemütlichen Lokal, kam bald die entscheidende Frage: „Was meinst du, kannst du dir vorstellen, mit mir in der Türkei zu leben?“

Was sollte ich antworten nach dieser interessanten Zugreise, der beeindruckenden Stadt Istanbul und der modernen Stadt Ankara, in der es sich anscheinend sehr gut leben ließ?

Dort war ich vor einigen Tagen 21 Jahre alt geworden, also volljährig und musste meine Eltern nicht mehr fragen. Doch war ich dadurch auch schon so weit, diese Frage beantworten zu können?

Ich sagte: „Ja“



„Herzlich Willkommen“ in Ankara